
Arielle, du Badass

Meerjungfrauen sind der Albtraum für Feministinnen. Zu Unrecht, wie Monique Roffeys neuer Roman «Die Meerjungfrau von Black Conch» beweist. Zeit für eine Ehrenrettung.

Von [Solmaz Khorsand](#), 20.12.2022



Die Meerjungfrau, Grenzgängerin zwischen den Welten, halb Fisch, halb Frau. Charlie Engman/Trunk Archive

Als Feministin muss man sich fast schämen, eine Schwäche für Meerjungfrauen zu haben. Für diese erlösungsbedürftigen Geschöpfe, die sich nach Prinzen verzehren, schlechte Deals mit Meerhexen eingehen, sich für eine Schwärmerei verstümmeln lassen, und das nur, um einem Mann nahe sein zu können, der zu blind ist, zu begreifen, mit was für einem Wunder er es da zu tun hat.

Pure Selbstaufgabe für einen Typen – wie soll man das nur gut finden? Schon die wohl berühmteste ihrer Art, Hans Christian Andersens «kleine Meerjungfrau», ruft höchstens Mitleid hervor, wenn nicht sogar Abscheu: dieses elendig deprimierende Wesen, das trotz all seiner Opfer am Ende von seinem Erschaffer noch nicht einmal eine Seele zugestanden bekommt.

Diese verzweifelte Kreatur, die nur dann auf eine unsterbliche Seele zählen kann, wenn der Prinz sie heiratet – und tut er es nicht, zu Meerschäum wird. Die sich die Zunge abschneiden lässt, nur um in eine Welt zu gelangen, in der sie in absolute Abhängigkeit vom Gutdünken eines Mannes gerät, der darüber bestimmt, ob sie leben darf oder sich vaporisiert. Der die Liebe seines «stummen Findelkindes» als selbstverständlich ansieht. Der zu blöd ist, zu erkennen, dass sie es war, die ihm beim Schiffbruch das Leben gerettet hat.

Und sie, die so selbstlos gehandelt hat, zu unfähig, sich selbst zu retten. Die über so wenig Selbsterhaltungstrieb verfügt, dass sie sich nicht auf den Vorschlag ihrer Schwestern einlässt, doch den Angebeteten, der eine andere geheiratet hat, in seiner Hochzeitsnacht zu töten, um sich durch sein Blut wieder zur Meerjungfrau zu verwandeln. Die lieber selbst stirbt, als ihm das Leben zu nehmen.

Dafür wird sie von Andersen «belohnt», indem er sie zu einem Luftgeist adelt, der nun endlich eine Chance hat auf eine Seele. Aber nur dann, wenn sie so richtig Leistung bringt: 300 Jahre gute Taten, das ist das Eintrittsticket in «Gottes Reich».

Also bitte. Wer sich auch nur ansatzweise mit so einer Protagonistin identifiziert, sollte schleunigst therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen. Zu Postergirls der Selbstermächtigung taugen Meerjungfrauen nicht, zumal sie zumeist in den vergangenen Jahrhunderten von Autoren kreierte wurden, die sie irgendwo zwischen liebstem Naivchen und verführerischen Vamps verortet haben, die arglose Fischer in die Untiefen des Wassers ziehen. Projektionsfläche männlicher Fantasien durch und durch.

Es gibt daher reichlich Anlass zu Argwohn und Sorge, wenn sich Kinder – und Erwachsene – für Mermaid-Schwimmkurse anmelden, um mit Monoflosse à la Arielle durchs Becken zu schwimmen. Die Meerjungfrau würde eine gewisse Sehnsucht nach «einer traditionellen Frauenrolle» stillen, erklärt der Soziologe Sacha Szabo vom Institut für Theoriekultur im deutschen Freiburg in Interviews. Die schutzbedürftige und machtlose Meerjungfrau, die nur durch die Liebe eines Prinzen erlöst werden kann, sei eine willkommene Alternative zu all den modernen Selbst-ist-die-Frau-Entwürfen. Die Meerjungfrau sei damit «ein Reflex auf die Emanzipation».

Älteste Migrantin der Kulturgeschichte

Unmöglich daher, ein Faible für eine derartige Figur zu haben. Schade. Denn diese Figur ist wunderbar. Weil sie so viel mehr ist. Sie ist Liebende und Rebellin. Abenteurerin und *badass*. Verbannt, verstossen, gefürchtet und dennoch insgeheim immer wieder herbeigesehnt. Eine Grenz-

gängerin zwischen den Welten, vielleicht gar die älteste Migrantin der Kulturgeschichte. Der Inbegriff des Fremdgemachten, der Verstörenden, der Unkonventionellen, die in keine Kategorie passt: eine Halb-Halbe, deren Identität so viele Fragen aufwirft. Und vermutlich die einzige Heldin der Weltgeschichte, die für das Retten eines Menschenlebens auch noch bestraft wird.

Nein, es hat schon Gründe, warum eine wie sie seit der Antike so viele Menschen quer durch alle Kontinente, Kulturen und Jahrhunderte in ihren Bann zieht.

Jüngstes Beispiel: Monique Roffey. In ihrem neuen Roman «Die Meerjungfrau von Black Conch», der im vergangenen Herbst auf Deutsch im Tropen-Verlag erschienen ist, schenkt die britisch-trinidadische Autorin ihrem Publikum eine karibische Meerjungfrau, ein Märchen, das auf jeder Ebene freilegt, was den Zauber dieser Protagonistin ausmacht.

Inspiziert ist der Roman unter anderem von Pablo Nerudas Gedicht «Fabel von der Sirene und den Betrunknen» und von schweren hängenden Fischen bei einem Angelwettbewerb in Tobago; Roffey erzählt die Geschichte der Meerjungfrau Aycayia. Aus unterschiedlichen Perspektiven lässt sie ihre Charaktere rekonstruieren, was im April 1976 auf der Insel Black Conch, einer fiktionalisierten Version von Tobago, geschehen sein könnte.

Zwei amerikanische Touristen aus Florida, ein Vater-Sohn-Gespann, haben dort mit den Einheimischen eine Meerjungfrau aus dem Wasser gezogen, die sie für viel Geld verkaufen wollen. Während sie ihren Fang mit den anderen Männern in der Dorfkneipe feiern, hängt Aycayia verängstigt zum Trocknen am Hafen am Haken. David, ein gutmütiger Fischer, rettet sie. Er kennt die Meerjungfrau, hat er sie in der Vergangenheit immer wieder mit seinem Gitarrenspiel an die Wasseroberfläche gelockt. Er versteckt sie in seinem Haus, pflegt ihre Wunden und wird Zeuge davon, wie sie sich wieder in eine Frau verwandelt.



Das Wasserwesen entstammt einem Mythos, der auf der ganzen Welt beheimatet ist. Charlie Engman/Trunk Archive

Wunderbar plastisch beschreibt Roffey diesen Prozess, wenn Aycayia die Schwimmhäute wie «graurosa Wackelpudding» in Klumpen zu Boden fallen; wie ihr Salzwasser aus den Ohren kommt, mit kleinen Wasserinsekten und winzigen Krebsen; wie ihr die stachlige Rückenflosse abfällt.

Ein Fluch hatte sie vor eintausend Jahren zum Halbfisch werden lassen. Aycayia, eine «rote Frau» mit den vielen Tätowierungen aus dem ausgerotteten indigenen Volk der Taíno, ist einst von den Frauen ihres Dorfs verflucht worden. Sie hatten befürchtet, dass die Unverheiratete, die jeden Antrag ablehnte, weil die Ehe «einen Teil von ihr töten» würde, den Männern, ihren Männern, mit ihrem Tanz und ihrer Stimme den Kopf verdrehen könnte. Prophylaktisch wurde Aycayia zum Fisch gemacht, verbannt ins Meer für alle Ewigkeit. In die Einsamkeit, ins Exil, als Einzige ihrer Art.

Exil = Flucht aus der Heimat
Exil = von zu Hause vertrieben
Ausgestossene, hinausgestossen
Mein Leben war ein Exil von zu Hause

Das Reich des Meeres gross-gross hat eigene Gesetze
Und ein Leben als Meerfrau ist ein Leben am Rand
Ich schau zu und ich bleibe auf Abstand
Bleib weg vom Feuerfisch
Bleib weg von gefräßigen Haien
Aycayia war lang-her mein Name
Süsse Stimme
Hatte Angst vor Männern, vor Frauen noch mehr Angst

Monique Roffey: «Die Meerjungfrau von Black Conch».

Dass eine Meerjungfrau selbst erzählt, ist rar. Meist tut das ein Mann, ein Beteiligter oder Unbeteiligter, der sie fürchtet, bewundert oder bemitleidet. Selten kommt sie in der Literatur selbst zu Wort. In Ingeborg Bachmanns Erzählung «Undine geht» (1961) darf sie in einem Monolog eines der wenigen Zeugnisse ablegen. Es ist eine Abrechnung mit all den «Ungeheuern mit Namen Hans», eine herrliche Anklage, die man sich als Leser so oft von ihren Leidensgenossinnen in all den anderen Erzählungen gewünscht hät-

te, die sich scheinbar blind und naiv ihrem Schicksal ergeben haben und stumpfsinnig zu sterben bereit waren. Bachmanns Undine ist wütend:

Verräter! Wenn euch nichts mehr half, dann half die Schmähung. Dann wusstet ihr plötzlich, was euch an mir verdächtig war. Wasser und Schleier und was sich nicht festlegen lässt. Dann war ich plötzlich eine Gefahr, die ihr noch rechtzeitig erkanntet, und verwünscht war ich und bereut war alles im Handumdrehen. Bereut habt ihr auf den Kirchenbänken, vor euren Frauen, euren Kindern, eurer Öffentlichkeit. Vor euren grossen grossen Instanzen wart ihr oft so tapfer, mich zu bereuen und all das zu befestigen, was in euch unsicher geworden war. Ihr wart in Sicherheit. Ihr habt die Altäre rasch aufgerichtet und mich zum Opfer gebracht. Hat mein Blut geschmeckt? Hat es ein wenig nach dem Blut der Hindin geschmeckt und nach dem Blut des weissen Wales? Nach deren Sprachlosigkeit? ... Warum sollt ich's nicht aussprechen, euch verächtlich machen, ehe ich gehe.

Ingeborg Bachmann: «Undine geht».

Die Frau als Besitz

Auch Monique Roffey lässt ihre Meerjungfrau Aycayia in Versform sprechen, weniger anklagend, eher melancholisch. Sie erzählt von dem Leben, wie es einst war als Mensch, von ihrer Angst vor dem Fluch der eifersüchtigen Frauen, von ihrer Sehnsucht nach dem Meer, diesem «fühlenden Wesen», in dem sie eine imposante Kreatur mit einem kräftigen Schwanz war, keine kleine, unbeholfene Frau mit einem komischen Gang. Das ist eine, die ihr neues altes Leben nicht voller Dankbarkeit annimmt, sondern eine, die hadert, die zerrissen ist zwischen den Welten. Eine, die weiss, dass die Männer, als sie sie aus dem Wasser zogen, sie zwar aus «der Einsamkeit» entrissen, aber eben auch aus ihrer Sicherheit.

Wie sehr, das wird gleich in einer der ersten Szenen bewusst, die so gewalttätig ist, dass man als Leserin unweigerlich einen «Free Willy»-Moment erlebt und sie am liebsten persönlich zurück ins Meer schmeissen möchte. Roffey beschreibt, wie die zwei Amerikaner, der Vater mit Dollarzeichen in den Augen, den Fischhaken tiefer in ihr Fleisch rammen, während die Einheimischen spüren, dass sich «das Ganze wie ein Sakrileg» anfühlt, etwas, was sie nicht hätten tun dürfen. Trotzdem verhalten sie sich ihr gegenüber wie Tiere:

Der Alte wollte seinen Schwanz rausholen und auf sie pissen. Die Jüngeren kämpften dagegen an, dass ihnen ein Ständer die Shorts ausbeulte. Sie war wie ein Magnet. Sie war eine Frau – ins Netz gegangen, geschlagen, halbtot, halbnackt und mädchenjung. Jeder von ihnen hätte es ihr gern gegeben, absolut.

Monique Roffey: «Die Meerjungfrau von Black Conch».

Subtil ist in der «Meerjungfrau von Black Conch» nichts. Die Frau als Besitz, die man «am Haken hat» und mit der man machen kann, was man will. Diese Fremde, die zwar Angst einflösst, aber nicht genug, um sie nicht zu markieren, am Pier auszustellen und zu besudeln. Es ist eine grausame Szene, aber Monique Roffey gelingt es, die Balance zu finden in ihrem Spiel der Gegensätze: von Jägern und Gejagten, Gier und Aufopferung, Schwarzen und Weissen, Unterdrückern und Unterdrückten, Gewalt und Liebe.

Klassischer Meerjungfrauenscheiss, oder?

Bei Roffey ist die Erzählung von der Meerjungfrau dicht verwoben mit der Geschichte, der Kultur und den Traumata der Karibik. Damit bringt sie ih-

rem Publikum eines in Erinnerung: Die Meerjungfrau ist kein exklusives Fabelwesen einer westlich-europäischen Erzähltradition. Sie ist ein Mythos, der auf der ganzen Welt beheimatet ist und der gerade in der Deutung von ihr als Säulenheilige aller Aussenseiter, aller Fremdgemachter, an Tabus rüttelt.

Roffey ist nicht die Erste, die sie als Figur nutzt, um Themen wie Versklavung und Kolonialismus zu verarbeiten. In den vergangenen Jahren haben schon mehrere Autorinnen diesen Weg beschritten. Etwa die walisisch-nigerianische Schriftstellerin Natasha Bowen mit ihren Fantasy-Romanen «Skin of the Sea» (2021) und «Soul of the Deep» (2022), die ihre Meerjungfrau in der westafrikanischen Mythologie verankert.

Ebenso Rivers Solomon mit der afrofuturistischen Erzählung von «The Deep» (2019): ein Text über ein Unterwasseruniversum von Nachkommen afrikanischer Sklavinnen, die einst auf einer Reise über den Atlantik ertränkt worden waren und noch vor ihrem Tod ihre Kinder im Meer geboren haben, an das sich diese anpassten. Ein idyllisches Atlantis, das bedroht wird von «Zweibeinern», die eines Tages beschliessen, nach fossilen Brennstoffen am Grund des Ozeans zu graben, und so ihre Existenz in Gefahr bringen.

Auch Monique Roffeys Märchen hat Bösewichte dieser Art, es sind vor allem die «unterschiedlichsten Weissen, die einander nur in ihrer Selbstüberschätzung glichen», sowie ihre schwarzen Handlanger, die für den richtigen Preis bereit sind, jeden ans Messer zu liefern – auch ein verzaubertes Meerwesen. Doch sie spielen in diesem Märchen nur eine Nebenrolle. Zentral ist auch hier, was allen Meerjungfrauengeschichten gemein ist: die Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden.

Kitschig, nicht wahr? Klassischer Meerjungfrauenscheiss? Nicht ganz.

Denn Roffey gelingt seltsamerweise in ihrem Roman ausgerechnet das am besten, wofür man so viele ihrer Vorgängerinnen als Sadisten im Namen der Romantik verurteilen würde: Sie macht die Liebe spürbar.

Wenn sie etwa beschreibt, wie der Fischer David sich selbstlos um die verletzte Aycayia kümmert, die sich in seiner Badewanne in einen Menschen verwandelt. Wie er jeden Schritt reflektiert, um sie ja nicht einzuengen, sich selbst in all seinen Intentionen infrage stellt und sich dafür geisselt, dass er ihr, sobald sie sich nähergekommen waren, einen Heiratsantrag gemacht hat: «Ich hatte ihr bloss meine Männerträume übergestülpt.»



«Flossen, die tragen nicht allzu weit / Denn man braucht Beine zum Springen, Tanzen.» Charlie Engman/Trunk Archive

Doch das ist nicht die einzige Liebesgeschichte. Auch die Freundschaft zwischen Aycayia und dem gehörlosen Reggie, dem kleinen Sohn eines schwarzen Inselbewohners und der weissen Gutsherrin Miss Rain, ist geprägt von so viel Respekt und Zuneigung, die keine Ansprüche stellt. Damit liefert Roffey das Puzzleteil, das so vielen Meerjungfrauengeschichten fehlt, wenn diffus von der «Liebe» die Rede ist, die einen alles riskieren lässt. Sie versöhnt so selbst den grössten Zyniker mit diesem nebulösen Konzept, für das sich so viele bereitwillig ins Unglück stürzen. Nicht aus Schwäche oder Abhängigkeit, sondern aus gänzlich freien Stücken – in einem Akt der Selbstbestimmung also.

Schwarze Arielle

Ja, wir Feministinnen haben der Meerjungfrau all die Jahre unrecht getan mit unserem harschen Urteil über ein vermeintlich ach so schwaches Geschöpf. Es ist Zeit, Busse zu tun, selbst gegenüber ihrer zuckersüssesten Disney-Version.

Klar, als der Zeichentrickfilm «Arielle, die Meerjungfrau» 1989 auf die Leinwand kam, war das Erste, das Kritikern dabei auffiel, der betörende Muschelbikini, der noch Jahrzehnte später pubertierenden Nerds beim Masturbieren half. Doch es wurde vergessen, dass Arielle für Disney-Masstäbe bereits eine kleine Revolution war. Im Vergleich zu ihren fast stummen Vorgängerinnen Schneewittchen, Aschenputtel und Dornröschen war sie geradezu emanzipiert: die erste Prinzessin mit viel Text und eigenem Willen, eine rebellische 16-Jährige, die sich gegen ihren Vater auflehnt, eigenständig Verträge mit Riesenkraken unterzeichnet und tapfer die Konsequenzen für ihr Handeln trägt.

Im Mai 2023 kommt die Realverfilmung des Klassikers in die Kinos, mit Halle Bailey in der Hauptrolle. Der Trailer hat bereits für viel Aufregung gesorgt: einerseits unter Rassistinnen, die sich unter dem Hashtag #NotMyAriel über das «woke» Casting beschwerten – schliesslich sei eine Schwarze historisch nicht akkurat für die Rolle eines Fabelwesens mit Fischschwanz, das mit singenden Krabben spricht. Andererseits unter schwarzen Mädchen. Sie konnten ihr Glück nicht fassen, dass ihre Lieblingszeichentrickfigur so aussah wie sie. Eine schwarze Meerjungfrau!

Im Trailer ist Bailey nur wenige Sekunden am Ende zu sehen, wie sie die letzte Zeile aus dem vermutlich berühmtesten Meerjungfrauenlied singt, das bis heute kleine und grosse Kinder auf der ganzen Welt in verschiedenen Sprachen auswendig kennen:

Ich möchte fort, bei den Menschen sein
Ich möchte sofort dort mit ihnen tanzen
Möchte mich drehen und ...Wie nennen die das?
Gehen! Flossen, die tragen nicht allzu weit
Denn man braucht Beine zum Springen, Tanzen
Um zu spazieren und zu ...Wie heisst noch das Wort?
Stehn!

Dort ist man frei, dort ist man froh
Dort scheint das Licht, der Mond
Dort lebt man anders als hier
Drum wünsch ich mir, ein Mensch zu sein

Was ist der Preis? Ich zahl ihn gern
Wär ich am Ziel, am Ziel dort oben

Heute und hier
Wünsche ich mir
Ein Mensch zu sein

«Arielles Traum (ein Mensch zu sein)» aus dem Film «Arielle, die Meerjungfrau».

Das ist die Motivation für ihr Handeln. Dafür nimmt sie jedes Risiko in Kauf. Nicht für einen Prinzen. Er wird nur irgendwann Mittel zum Zweck für ein Leben am Land. Eine Nebensache. Mehr nicht. Das grosse Ziel ist etwas anderes, das Abenteuer in einer fremden Welt. Ein Leben in Freiheit. Sie will «mehr».

Wenn das mal nicht eine Projektionsfläche ist, auf der es sich auch emanzipiert austoben lässt. Ganz schön *badass*, liebe Arielle.